

Günter Weber: Ich glaube – ich zweifle, /Notizen im Nachhinein

Zürich-Düsseldorf, Benziger Verlag 1996,

(Hier habe ich einige längere Passagen zitiert, da das Buch seit Jahren leider vergriffen ist und hoffe, damit nicht gegen geltendes Urheber- oder Verlagsrecht verstoßen zu haben. Sollte ein Exemplar im Angebot sein, empfehle ich sehr den sofortigen Kauf!)

Rückfrage nach Jesus

1. Jesus: der Prophet

Die Gestalt Jesu ist nicht zu lösen aus seiner jüdischen Herkunft, seiner jüdischen Umwelt und seiner jüdischen Religion. Die Frage, wer Jesus war und was er gewollt hat, kann nur innerhalb dieses Kontextes beantwortet werden.

Jesus war ein gläubiger Jude. Er war kein Priester und auch kein Mönch. Er war, wie man heute in der Kirche sagen würde, ein ganz gewöhnlicher «Laie ». Er hatte kein kirchliches Amt; er war kein Mann des Systems. Er war auch kein studierter Theologe, kein Schriftgelehrter. Er hütete keine «heiligen Überlieferungen» und wirkte auch nicht als Gesetzeskundiger.

Man kann ihn am besten mit einem Wort bezeichnen, das auch er selbst auf sich anwandte: Er war ein Prophet. So sagten es damals auch die Leute von ihm: Er ist einer von den Propheten. «Er war ein Prophet, mächtig in Tat und Wort vor Gott und allem Volk.» (Mk 8,28)

Israels Religion hatte immer wieder Propheten hervorgebracht, Männer, die in besonderen geschichtlichen Stunden mit dem Anspruch auftraten, die Sache Gottes zu vertreten. Sie verkündeten keine Lehrsätze, keine unfehlbaren Wahrheiten; sie sprachen unmittelbar in die Situation des Volkes hinein; sie redeten ins Gewissen, sie riefen auf, sie drohten an, sie griffen ein, sie forderten Änderung des Denkens, Änderung der Zustände. Sie machten Mut, sie trösteten, sie vermittelten Visionen einer besseren Zukunft, sie öffneten neue Wege. Sie standen nicht auf der Seite der etablierten Ordnungen. Sie schafften vielmehr Unruhe und hatten die Ordnungshüter des Tempels und des Palastes meist als Gegner. In ihrer Stimme vernahm Israel Anspruch, Zuspruch und Weisung des Gottes, der das Volk einst aus der Knechtschaft Ägyptens herausgeführt hatte. Sie redeten und handelten aus dem Geist Gottes heraus.

Wenn die Person Jesu in ihrer Einzigartigkeit einer Gruppe zugeordnet werden kann, dann wohl am ehesten den Propheten Israels. Auch er ist einer; der; «vom Geist Gottes ergriffen», mit dem Anspruch auftrat, Gottes Willen zu verkünden und im Namen Gottes zu reden. Er machte Mut, im Vertrauen auf Gott zu leben. Auch er brachte gegenüber dem ritualisierten Tempelgott der Priester, gegenüber dem domestizierten Büchergott der Schriftgelehrten und gegenüber dem pedantischen Ordnungsgott der kasuistischen Gesetzeslehrer wieder

den lebendigen, persönlichen Gott aus Israels Jugendzeit zur Geltung. Sein Gott ist derselbe Gott, von dem auch die großen Propheten Israels gesprochen hatten.

Auch er erlangte damit die todbringende Feindschaft der priesterlichen Religionsbürokraten, die ihn schließlich auch ans Kreuz brachte.

Jesus übte scharfe Kritik an den Mächtigen, geißelte die Ausbeutung der Armen und griff soziale Mißstände an. Solche Zustände entsprechen nicht dem Willen Gottes. Gott will Freiheit. Gott will Barmherzigkeit. Obwohl Jesus kein Politiker war und auch keine politische Befreiungsbewegung anführte, weckte er damit doch auch den Argwohn der staatlichen Macht. Obwohl er sich von aufrührerischen antirömischen Bewegungen in seinem Land fernhielt, auf das Schwert verzichtete und Gewaltlosigkeit forderte, wurde er dennoch als politischer Aufrührer von der römischen Staatsmacht hingerichtet. Prophetenschicksal!

2. Jesus: der Gottessohn

Die Umwandlung des jüdischen Messias Jesus in einen aus dem Himmel herabgestiegenen gottgleichen, ewigen Gottessohn begann schon wenige Jahre nach seinem Kreuzestod. Der Glaube der jüdischen Urgemeinde an die Messianität Jesu wurde auch von Juden übernommen, die außerhalb Judäas im hellenistischen Kulturkreis lebten, griechisch sprachen und griechisch dachten. Und über diese erreichte die Botschaft von Jesus, dem Messias, auch die übrigen Völker im hellenistischen Umfeld des Judentums, die sogenannten «Heiden». Wenn diese Nichtjuden von einem Sohn Gottes namens Jesus hörten, verbanden sie damit nicht die Vorstellung der jüdischen Messias-Erwartung. Diese war eigentlich nur für Menschen, die in der jüdischen Denktradition aufgewachsen waren, von Bedeutung. Sie war den Nichtjuden fremd und mußte ihnen wie eine innerjüdische Angelegenheit erscheinen. Sie hörten die Rede vom Gottessohn Jesus mit anderen Ohren, mit hellenistischen. Auch ihnen war die Vorstellung von einem Gottessohn wohlvertraut, und sie war mit großer Bedeutung gefüllt. Der Name «Sohn Gottes» bezeichnete auch bei ihnen nicht unbedingt ein göttliches Wesen. Meist wurden bedeutende und hervorragende Menschen mit diesem Titel geehrt.

Der ägyptische Pharao galt als ein Sohn Gottes. Die römischen Kaiser wurden nach ihrem Tod zu einem Gott. Augustus wurde schon zu Lebzeiten als Gott verehrt. In den Mythen waren Herakles und Dionysos Söhne eines Gottes. Sie waren aus der Verbindung des Zeus mit einer irdischen Frau hervorgegangen. Sogar geschichtliche Gestalten wie Homer, Pythagoras, Platon, Alexander der Große, Pompejus wurden als «Sohn Gottes» bezeichnet.

Die Grenze zwischen «göttlich» und «menschlich» war damals noch fließend. Es war nichts Außergewöhnliches, von einem Menschen zu sagen, er sei ein Sohn Gottes.

Ich kann mir gut vorstellen, daß es für die Menschen des hellenistischen Kulturkreises, in dem ja das Christentum entstand, gar nicht schwierig war, dasselbe auch von Jesus zu sagen. Dieser ihnen vertraute Titel half ihnen vielleicht sogar, die Bedeutung Jesu herauszustellen und auszudrücken. Allerdings verknüpften sie mit dem Namen «Sohn Gottes» andere Vorstellungen als die jüdisch-biblische Tradition. Ihre Vorstellungen von einem Sohn Gottes vermischten sich mit den jüdischen, und damit wandelte sich auch die ursprüngliche Bedeutung dieses Titels.

Mit dieser Umwandlung flossen auch Vorstellungen aus der hellenistischen Mythologie, aus dem Kaiserkult und aus der griechischen Philosophie in das Bild ein, welches das Neue Testament von Jesus, dem Gekreuzigten, zeichnet.

In der Heidenmission der Urkirche wurde aus dem jüdischen Messias, dem gehorsamen Gottesknecht, ein griechischer Christus mit göttlichem Glanz. Aus dem jüdischen Messias-Titel «Sohn Gottes» wurde ein gottgleicher Sohn Gottes im metaphysischen Sinn. Aus dem gottgehorsamen Menschen Jesus wurde selbst ein Gott, «der herrscht in Ewigkeit». Und: Aus einer jüdischen Erneuerungsbewegung wurde eine Weltreligion: das Christentum. Aus der angekündigten «Herrschaft Gottes» wurde die Herrschaft der Kirche.

3. Der «Christus des Glaubens»

Die Umgestaltung des Jesus-Bildes von dem eines jüdischen Messias in das Bild eines göttlichen Heilbringers für die ganze Welt ist vor allem das Werk eines hochgebildeten Juden, der aus Tarsus stammte, einer hellenistischen Stadt im Süden der heutigen Türkei: Paulus. Viele Religionswissenschaftler bezeichnen ihn als den eigentlichen Begründer des Christentums, nicht Jesus. Ohne Paulus wäre die Sache Jesu eine innerjüdische Angelegenheit geblieben. Es wäre vielleicht eine jüdische Sekte, ein «Jesustum», entstanden, aber kein Christentum.

Es ist nicht sicher, ob Paulus Jesus überhaupt persönlich gekannt hat. Auffallend ist, daß Paulus in allen seinen Schriften fast gar nichts aus dem Leben und Wirken Jesu berichtet. Es gibt in ihnen keine biographischen Details über Jesus. Der historische Jesus wird völlig überdeckt von der Gestalt des göttlichen Christus.

Was der wirkliche Jesus getan und gesagt hat, scheint ihn gar nicht zu interessieren.

Paulus überliefert keine Worte aus dem Munde Jesu. Er erzählt nichts von seinen Taten. Er verkündet nicht die Lehre Jesu; er verkündet seine eigene Lehre. Nicht Jesus ist die Quelle, aus der er schöpft, sondern eine «Erleuchtung» durch den «Geist».

Paulus hat eine ganz neue Gestalt geschaffen: den «Christus des Glaubens». Und dieser hat mit dem wirklichen Jesus nicht mehr viel Ähnlichkeit. Während das Bild des historischen Jesus immer mehr im Hintergrund verschwindet, wird das Bild des erhöhten Christus immer vielgestaltiger ausgemalt, mit immer mehr Details angereichert und ins Göttliche gesteigert. Es entstand eine gottgleiche Gestalt, in die alle Vollkommenheiten und alle Mächtigkeiten hineinprojiziert wurden.

Das Kreuz, das Jesu Scheitern als Messias besiegelte, wurde zum Siegeszeichen. Und der geschundene Mann, der daran gehangen hatte, wurde zum herabgestiegenen Gottes-Sohn, der sich als Sühneopfer darbrachte und dadurch zum Erlöser der ganzen Menschheit aufstieg.

Dieser Christus war da, «noch ehe die Welt erschaffen wurde». «Alles ist durch ihn und auf ihn hin erschaffen worden.» (Kol 1,15-17). Der Zimmermannssohn aus Nazaret wurde zum Erschaffer des Kosmos und zum göttlichen Weltenherrscher. «Er ist ein Abglanz der Herrlichkeit Gottes und ein Abbild seines Wesens», schreibt der Hebräerbrief, und der Philipperbrief steigert noch, indem er von einem «Gleichsein mit Gott» spricht.

Anders als auf den historischen Menschen Jesus konnte sich die Kirche auf diese Gestalt des Christus immer wieder unwiderlegbar berufen und ihre eigene Bevollmächtigung durch ihn begründen. Deshalb wird auch noch heute in der Kirche, in der Liturgie, in den Predigten und im Katechismus viel mehr von Christus als von Jesus gesprochen.

„Sohn Gottes“

„Der Titel „Sohn Gottes“ ist schon viel älter als das Christentum und hatte schon im Glauben Israels, im Alten Testament, eine große Bedeutung. Mit einer Herabkunft eines ewigen Gottessohnes auf die Erde und seiner Menschwerdung durch göttliche Zeugung im Jungfrauenschoß hat dieser Titel nichts zu tun.

Nach damals wirksamen Vorstellungen wurde ein Kind erst dann zum „Sohn“, wenn der Vater es aufhob (erhob) und damit als Sohn anerkannte, annahm und bestätigte (ein unter heutigen oriental. Nomadenvölkern noch weit verbreiteter Ritus, e.A.). Der Titel „Sohn“ drückte die Erwählung, Zuwendung, Anerkennung, Annahme, Bestätigung, Erhebung aus, letztlich auch Bevollmächtigung, später etwas „im Namen des Vaters“ tun zu dürfen. Dabei steht der „Sohn“ unter dem Vater und ist ihm gehorsam.

In diesem Sinne wurde das ganze Volk Israel „Sohn Gottes“ genannt. Auch David, der König Israels, wurde „Sohn Gottes“ genannt, obwohl keiner daran zweifelte, dass er von menschlichen Eltern gezeugt und geboren worden war. Auch Israels Könige trugen diesen Titel. Die Bibel drückt damit aus, dass sie „unter Gott“ standen, dass sie nicht aus eigener Macht herrschten, sondern aufgrund einer Erwählung durch Gott. Nur wenn sie in diesem Gehorsam gegenüber Gott blieben, wurde ihre Herrschaft zum Segen und zum Heil für das Volk. Nur wo der Wille Jahwes geschah, wo also Gott im Volk „herrschte“, entstand Heil. Und wenn der König sich von Gott abwandte, ihm nicht mehr gehorchte, seine Macht aus sich selbst begründete, kam Unheil. – So jedenfalls stellten es die Propheten immer wieder dar. Aus diesen Vorstellungen entstand dann später im Judentum das Bild des gottgesandten Messias (griech. Christus), der von Gott erwählt und ihm ganz gehorsam war, der dadurch die Herrschaft Israels aufrichten werde (eine typische Gefangenschaftsliteratur, wie sie in allen Völkern vorkommt, e.A.). Er wurde „der Gesalbte des Herrn“ genannt, wie die Könige Israels nach ihrer Salbung.

Der Messias, der Christus, war ein „Sohn Gottes“ wie David, der König. Die Bezeichnung „Sohn Gottes“ ist ein Titel für den erhofften Retter, den Christus. Der Name besagt nicht, dass der Messias selber „göttlich“ oder gar ein Gott sei. Der Messias galt wie einst David als ein von Gott erwählter Mensch, der den Willen Gottes erfüllte und dadurch Heil brachte: ein neuer David, ein Davidsproß. „Sohn Gottes“ war praktisch ein anderer Name für Messias oder Christus.

Wenn die Jünger Jesu und seine jüdischen Anhänger Jesus „Sohn Gottes“ nannten, dann drückten sie damit nichts anderes aus als ihren Glauben, dass Jesus aus Nazareth der erhoffte Messias, der von Gott gesandte Retter Israels war. Keineswegs meinten sie damit, dass Jesus eine göttliche Person sei, die als Mensch unter ihnen lebte. Diese Vorstellung wäre ihrem strengen jüdischen Monotheismus genauso schwer gefallen wie einem heutigen Juden oder Moslem.

Auch wenn die Juden in Jerusalem darüber stritten, ob Jesus Gottes Sohn sei oder nicht, dann stritten sie nicht darüber, ob er ein Gott sei oder „nur ein Mensch“; sie stritten darüber, ob er der Messias sei.

Die Familie Jesu wusste nicht von seiner Gottheit. Maria steht ihrem Sohn ziemlich verständnislos gegenüber, trotz der bei Lukas geschilderten angeblichen Belehrung durch einen Engel. Und seine Verwandten halten ihn schlichtweg für „verrückt“ (Mk3,21). Auffällig ist auch, dass sich Jesus an keiner Stelle der Evangelien auf seine Zeugung durch den Heiligen

Geist beruft und seine Geburt aus einer jungfräulichen Mutter erwähnt (was doch, vor allem für orientalisches Denken, das überzeugendste Argument einer göttlichen Sendung gewesen wäre, e.A.).

Obwohl die Evangelienredakteure die menschliche Gestalt Jesu später vergötternd übermalen, wird doch an vielen Stellen aus den ältesten Überlieferungsschichten des Neuen Testaments deutlich, dass auch der historische Jesus sich selbst nicht als eine göttliche Person gesehen hat. Nicht einmal für moralisch vollkommen hat er sich gehalten. Als einer ihn „Guter Meister“ nannte, wies er das zurück: „Nur einer ist gut“, Gott (Mt. 19,17).>> Die Umwandlung des jüdischen Messias Jesus in einen aus dem Himmel herabgestiegenen gottgleichen, ewigen Gottessohn hatte ihre ersten Ursprünge in den nachösterlichen Auferstehungslegenden.

Der Glaube der jüdischen Urgemeinde an die Messianität Jesu war auch von den Juden übernommen worden, die außerhalb Judäas im hellenistischen Kulturkreis lebten, griechisch sprachen und griechisch dachten. Und über diese erreichte die Botschaft von Jesus, dem Messias, auch die übrigen Völker im hellenistischen Umfeld des Judentums, die sogenannten „Heiden“. Wenn diese Nichtjuden von einem Sohn Gottes namens Jesu hörten, verbanden sie damit nicht die Vorstellung der jüdischen Messiaserwartung – diese hätte ihnen gar nicht überzeugend nahegebracht werden können. Sie war ja nur für Menschen, die in der jüdischen Denktradition aufgewachsen waren, von Bedeutung (und nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer, also noch bevor die wichtigsten Evangelien niedergeschrieben wurden!, nicht einmal mehr für diese, e.A.). Sie war den Nichtjuden fremd und musste ihnen wie eine innerjüdische Angelegenheit erscheinen. Sie hörten die Rede vom Gottessohn Jesus mit anderen Vorstellungen, anderen Ohren – hellenistischen! Auch ihnen war die Vorstellung von einem Gottessohn wohlvertraut, und sie war mit großer Bedeutung gefüllt. Der Name „Sohn Gottes“ bezeichnete auch bei ihnen nicht unbedingt ein göttliches Wesen. Meist wurden bedeutende und hervorragende Menschen mit diesem Titel geehrt.

Der ägyptische Pharao galt als ein Sohn Gottes. Die römischen Kaiser wurden nach ihrem Tod zu einem Gott. Augustus wurde schon zu Lebzeiten als Gott verehrt. In den Mythen waren Herakles und Dionysos Söhne eines Gottes. Sie waren aus der Verbindung des Zeus mit einer irdischen Frau hervorgegangen. Sogar geschichtliche Gestalten wie Homer, Pythagoras, Platon, Alexander der Große, Pompejus, usw. wurden als „Sohn Gottes“ bezeichnet. Die Grenze zwischen göttlich und menschlich war damals noch fließend. Es war nichts Außergewöhnliches, von einem Menschen zu sagen, er sei ein Sohn Gottes.

So ist es auch nicht schwierig sich vorzustellen, dass es für die Menschen des hellenistischen Kulturkreises, in dem ja das Christentum entstand, gar nicht schwierig war, dasselbe auch von Jesus zu sagen. Dieser ihnen vertraute Titel half ihnen wahrscheinlich, die Bedeutung Jesu herauszustellen und auszudrücken (wofür ja Paulus auch kräftig gesorgt hatte, e.A.).

Allerdings verknüpften sie mit dem Namen „Sohn Gottes“ andere Vorstellungen als die jüdisch-biblische Tradition. Ihre Vorstellungen von einem Sohn Gottes vermischten sich mit den jüdischen, und damit wandelte sich auch die ursprüngliche Bedeutung des Titels.

Mit dieser Umwandlung flossen auch Vorstellungen aus der hellenistischen Mythologie, aus dem Kaiserkult und aus der griechischen Philosophie in das Bild ein, welches das Neue Testament von Jesus, dem Gekreuzigten, zeichnete. So wurde in der Heidenmission der Urkirche aus dem jüdischen Volksretter, Messias, dem gehorsamen Gottesknecht, ein griechischer Christus mit göttlichem Glanz. Aus dem jüdischen Messias-Titel „Sohn Gottes“ wurde ein gottgleicher Sohn Gottes im metaphysischen Sinn. Aus dem gottgehorsamen Propheten Jesus wurde selbst ein Gott, „der herrscht in Ewigkeit“.....>>

Wer ein Haus bauen will, sucht nach einem festen Grund, in den er die Fundamente seines Hauses eingründen kann. Auch der, der sich auf den Glauben einlässt, sucht nach einem festen Grund, auf den er bauen kann. Zwar ist und bleibt der Glaubensakt, falls es sich nicht um jenen typischen Konfessionsglauben handelt, der mit Glauben so ziemlich gar nichts zu tun hat, als vertrauendes Sicheinlassen auf Gott immer ein Wagnis, und es gibt keine absoluten Sicherheiten, auf die er sich stützen kann. Dennoch verlangt auch der wagende Glaube nach Gründen, die ihm sein Wagnis sinnvoll machen. Wo dies nicht der Fall ist, kann von Glauben im biblischen Sinne denn auch nicht gesprochen werden.

Jeder ehrliche und gleichzeitig mündige Christ sucht nach verlässlichen Fundamenten, die nicht nachgeben, wenn sie belastet werden. Er sucht Stützen, die seinen Glauben in der Last der Anfechtung tragen. Und diesen festen Grund, der Glaubenssicherheit gewährt, meint er am besten in „feststehenden und unumstößlichen Tatsachen“, in „tatsächlich geschehenen historischen Ereignissen“ zu.

Dieses Bedürfnis des Menschen, seinen Glauben in „feststehenden Tatsachen“ zu gründen, ist die Hauptursache dafür, dass so viele Gläubige mit heftiger Abwehr reagieren, wenn sie hören, dass viele Darstellungen aus der Bibel keine historischen Ereignisse schildern, sondern „Bilder“, sogar Legenden und Mythen sein sollen. Sie fühlen sich in ihrem Glauben bedroht. Sie fürchten, Sicherheiten zu verlieren, die ihren Glauben getragen haben, und dagegen wehren sie sich instinktiv.

Die Kirche weiß um die Angst des Menschen, sich auf Wagnisse einzulassen, und wie sein Herz verlässliche Sicherheiten sucht. Das gilt auch und vor allem für den Glauben. Deshalb ist sie bereit, dieses Verlangen zu befriedigen. Sie ist bereit, Sicherheiten zu geben, auch wenn es nur scheinbare Sicherheiten sind.

Unbeeindruckt vom Wissen sogar der kirchlichen Theologen beharrt das Lehramt deshalb auf Historizität und Faktizität der biblischen Darstellungen. Es sperrt sich instinktiv dagegen, wichtige biblische Darstellungen als Bilder, Mythen oder Legenden anzuerkennen. Man lese nur einmal den Disput zwischen Erzbischof Degenhard von Paderborn und Eugen Drewermann. Man schaue einmal in den Weltkatechismus von 1993, der alle Ergebnisse der bibelwissenschaftlichen Forschung fast völlig ignoriert und in seiner ganzen Argumentation so tut, als seien bildhafte Darstellungen der Bibel historische Tatsachenschilderung.

Auf Mythen, Bilder und Legenden oder gar auf Träume und Poesie mag auch die Kirche die Fundamente ihrer Kathedralen und Dome nicht gründen. Dieser Boden ist ihr nicht sicher genug. Da müssen, bedingt durch das Glaubens Klientel, das sie sich geschaffen hat, schon handfestere Tatsachen her. Und wo es die nicht gibt, da müssen sie eben geschaffen werden.

Dies hat die Kirche auch getan und tut es heute noch. Schon in den Tagen der alten Kirchenväter setzte ein Prozess ein, in dem die biblischen Bilder in biblische Tatsachen umgewandelt wurden – denn nur über Tatsachen waren die Gläubigen bereit, sich der Kirche und ihren Versprechen bedingungslos zu unterwerfen.

Wie unglaublich, sogar widersinnig und unsinnig diese Bilder und damit der sich darin gründende Glauben werden, wenn sie als faktische Ereignisse verstanden werden, war den Menschen des Altertums und des Mittelalters noch kaum bewusst, war doch für sie die ganze Wirklichkeit der Welt noch wunderbar und waren deren Grenzen zum Unwirklichen fließend. Was die Kirche lehrte und was sich damit in ihre Lehre einschlich, entsprach ihrem eigenen Denken – einem Denken in Wundervorstellungen und ähnlichem, denn das Wenigste konnte anders als über den Glauben erklärt werden.

Seit Galilei, Kopernikus und Descartes zu Beginn der Neuzeit, spätestens jedoch seit der

Aufklärung, seit Voltaire und Kant und der Entstehung des neuzeitlichen Weltbildes im 19. und 20. Jahrhundert, seit Darwin und Einstein ist es dem kritischen Denken des aufgeklärten Menschen nicht mehr so ohne weiteres möglich, diese sogenannten „Tatsachen“, auf welche die Kirche ihre Glaubensmuster stützt, ohne Widerspruch, Skepsis und berechtigtes Hinterfragen hinzunehmen.

Statt Einsicht in die Wahrheit des Glaubens zu vermitteln, hindert die kirchliche Verkündigung so Menschen daran, die „Wahrheit“, von der die Bibel spricht, zu erfassen und anzunehmen. Nicht Zustimmung zum Glauben wird erzeugt, sondern bestenfalls höfliche tolerante Nachsicht mit jenen, die so etwas noch glauben.

Noch im Jahre 1909 schrieb eine römische Entscheidung vor, auch die mythisch-bildhafte Erzählung über die Erschaffung des Weibes aus Adams Rippe (siehe Genesis) als historisches Faktum zu glauben. Aus einer tiefsinnigen Darstellung, die in bildhafter Weise die Einheit und Gleichheit von Mann und Frau herauszustellen trachtet, wurde eine faktische Absurdität, aus dem tiefen Sinn dieser wunderbaren Darstellung purer Unsinn!

Aussagen, die, als Bild verstanden, einmal Sinn ergaben (und also noch heute geben könnten, e.A.) und die Wahrheit aufleuchten ließen, erscheinen dem heutigen Denken, sofern sie als Fakten geglaubt werden sollen, nicht selten als Unsinn und Widersinn. Sie erscheinen als absurde Behauptungen, die allem gesicherten Wissen widersprechen.

Was in der kirchlichen Lehrverkündigung als historische Tatsachen dargestellt und unter Glaubenszwang gestellt wird, beruht zumeist auf einer Interpretation biblischer Texte, die schlichtweg falsch ist und der Eigenart der Bibel und ihrer Verfasser nicht gerecht wird. Im Gegenteil – da wird der Sinn zum Unsinn verfälscht, womit der biblische Glaube nicht weniger als der Lächerlichkeit preisgegeben wird.

Als ich den neuen Katechismus kurz nach seinem Erscheinen 1993 ein erstes Mal durchblätterte, traute ich meinen Augen nicht, als ich dort lesen musste, dass der Tod seinen „Einzug in die Menschheitsgeschichte“ gehalten habe, weil „unsere Stammeltern [...] vom Teufel versucht, ungehorsam gegen Gottes Gebot waren.“ So hatte ich es zwar als Kind im Religionsunterricht gelernt, aber mir war unter den heute führenden Theologen keiner bekannt, der die Herkunft des Todes noch so deutete.

Die kirchliche Tradition beruft sich auf den Satz aus dem Römerbrief des Paulus: „Durch einen einzigen Menschen kam die Sünde in die Welt und durch die Sünde der Tod, und auf diese Weise gelangte der Tod zu allen Menschen“ (Röm 5,12). Diese Lehre verdankt Paulus wiederum dem damaligen jüdischen Verständnis der mythischen Erzählung vom Sündenfall der Stammeltern Adam und Eva in den ersten Kapiteln der Bibel.

Mythen, die den Ursprung des Bösen und des Todes durch einen Bruch mit der Gottheit deuten, finden wir in vielen alten Religionen. Innerhalb solcher archaischen Weltbilder gaben die Mythen den Menschen damals Antwort auf die sie drängenden Lebensfragen. Lehrt man heute solche Mythen aber als ein historisches Ereignis, dann erscheinen die Bilder der Mythen den meisten als widersinnige, gar unsinnige Aussagen. Sie werden als Beschreibung historischer Fakten missverstanden.

Den Tod gibt es schon seit der Entstehung des Lebens auf der Erde; er ist Bestandteil des Lebensprozesses (anders ließe sich ein Jahrtausende währender Lebensprozess gar nicht vorstellen!, e.A.). Seit sich vor über drei Milliarden Jahren auf dieser Erde Leben entwickelt hat, kennen Pflanzen und Tiere schon den Tod. Diese sind – anthropogenetisch gesehen – unsere Stammeltern. Nur durch die Abstammung unseres Lebens aus ihrem Leben „hielt der Tod ebenso programmgemäß wie notwendigerweise Einzug in die Menschheitsgeschichte“, aber mit Sicherheit nicht aus dem Ungehorsam der „ersten Menschen“.

Müssen nicht jedem denkenden Wesen Zweifel kommen an den Lehren einer Kirche, die heute noch unter Berufung auf eine „göttliche Offenbarung“ dem Menschen zumutet, mythische Bilder aus längst vergangenen Weltbildern als ein „historisches Ur-Ereignis“ zu glauben? Noch heute lehrt der Papst, dass die bekannte Geschichte aus der Bibel vom Sündenfall Adams und Evas im Paradies ein „Bericht“ ist, der trotz bildhafter Sprache ein „Ur-Ereignis“ beschreibe, das „zu Beginn der Geschichte der Menschen“ stattgefunden habe. Müssen gläubige katholische Christen wirklich für wahr halten, was das höchste kirchliche Lehramt lehrt, „... dass das unermessliche Elend, das auf den Menschen lastet, und ihr Hang zum Bösen und zum Tod nicht verständlich sind ohne den Zusammenhang mit der Sünde Adams“?

„Die Offenbarung gibt uns die Glaubensgewissheit, dass die ganze Menschheitsgeschichte durch die Ursünde gekennzeichnet ist, die unsere Stammeltern freiwilligen begangen hätten!“

Was der höchste Inhaber des kirchlichen Lehramtes heutigen Menschen hier als „geoffenbarte Wahrheit“ zu glauben zumutet, widerspricht nicht nur allen gesicherten naturwissenschaftlichen Erkenntnissen der Neuzeit, sondern auch dem übereinstimmenden Verständnis fast aller ernst zu nehmenden Bibeltheologen. Wenn der Papst heute noch diese mythische Erzählung der Bibel als einen „Tatsachenbericht“ über ein historisches „Ur-Ereignis“ darstellt, ohne gleichzeitig dessen Historie in den Händen deren zu lassen, die dafür in jahrzehntelangen Forschungen Detail für Detail zusammengetragen haben, zerstört er nicht nur die nach Wahrheit ringenden Menschenseelen, die auch heute glauben wollen, sondern er zerstört damit auch jene tiefgründige biblische Wahrheit, welche diesen mythischen Erzählungen überhaupt erst ihren göttlichen Charakter zu geben in der Lage ist. Schlimmer noch: Er gibt den biblischen Glauben der Lächerlichkeit preis

Beim Papst persönlich bin ich nicht so sicher, ob er ausreichend Kenntnis hat von dem, was die überwiegende Mehrzahl seiner eigenen Theologen zu den Fragen der Historizität der Sündenfall-Erzählung und letztlich der ganzen Bibel erkannt hat. Er ist in seinem Denken geprägt durch die besondere Situation des polnischen Katholizismus unter dem kommunistischen Regime. Die polnische Theologie war weithin von der theologischen Entwicklung im Westen abgeschnitten und hat deren kritischen Aufklärungsprozess nur begrenzt mitvollziehen können. Für sie war die zur Selbstbehauptung und zum Überleben notwendige innere Festigung der Kirche wichtiger als die kritisch-wissenschaftliche Hinterfragung der biblischen Texte (womit sie im Prinzip das Schicksal mit der beginnenden Kirche teilte, sic!, e.A.).

Ich weiß deshalb nicht, inwieweit der Papst darüber wirklich nachgedacht hat, wie seine Lehre von der „Ursünde“ in den Kontext der gesamten wissenschaftlichen Forschung der Menschheitsgeschichte einzubringen ist.

Bei Kardinal Josef Ratzinger aber, der immerhin ein bedeutender Theologe war, bevor er in die höchsten Hierarchien der Kirche aufstieg, kann mit Sicherheit angenommen werden, dass er um die vielfältigen literarischen Formen weiß, in denen die Bibel spricht. So weiß er sehr wohl, dass die Sündenfall-Erzählung ein Mythos ist, der, ganz im Stil aller diesbezüglicher Mythen, das gegenwärtig erfahrbare Böse und Leidvolle in der Welt durch einen schuldhaften Bruch zwischen Mensch und Gott zu deuten versucht. In nahezu allen Mythen aus allen Religionen taucht dieses Motiv auf. In der biblischen Darstellung des Sündenfalls ist kein historisches „Ur-Ereignis“ als Tatsache zu greifen; auch nicht „in bildhafter Sprache“. Das weiß Ratzinger sehr genau.

Warum stellt er dennoch den Sündenfall-Mythos als eine historische Tatsache dar? Wider

besseres Wissen?

Ich habe nur eine Erklärung für diese intellektuelle Unredlichkeit: Ratzinger weiß auch, dass der Kirche und vielen ihrer Lehren alle Fundamente weggeschwemmt würden, wenn sich herausstellen sollte, dass sie nicht auf dem festen Boden zuverlässig belegter und „irrtumsfrei überlieferter“ Fakten gegründet sind. Und davor hat er Angst. Er verschweigt dem Kirchenvolk die Wahrheit, weil er Angst hat, die Wahrheit könnte der Kirche schaden. Ohne historische Faktizität des Sündenfalls gäbe es auch keine historische Faktizität der Erlösung, ja nicht einmal das kirchliche Fundament einer Erlösungsnotwendigkeit durch ein damit völlig willkürlich gewordenes Sühneopfer. Und wenn das rauskommt, dann schwimmen alle „Früchte der Erlösung“, die der Kirche zur Verwaltung und zur Verteilung „anvertraut“ wurden, den Bach hinunter, mitsamt den Mitren und Krummstäben ihrer Oberhäupter.

Am Kreuz geopfert?

Seit den Predigten, die ich in Kindertagen hörte, seit den Belehrungen, die ich in meinem eigenen Religionsunterricht in der Dorfschule und später auf dem Gymnasium empfang, hängen mir die Formeln im Ohr: «... der uns durch sein hochheiliges Blut, durch sein bitteres Leiden und durch seinen Tod am Kreuz von den Sünden erlöst hat.» «In sei-nem Blut gereinigt von aller Schuld.» «Das Lamm, das ge-schlachtet wurde, um uns wieder mit Gott zu versöhnen.»

Tausendfach habe ich inzwischen diese Worte in allen Variationen in jedem nur möglichen Kontext gehört, in Hunderten von Predigten, in unzähligen Gebetsformulierungen der Liturgie, bei Kindstaufern und Begräbnissen, in der Fronleichnamsprozession und in der Osternacht, im Wort zum Sonntag, in bischöflichen Hirtenbriefen und bei Papstansprachen. Trotzdem muß ich ehrlich gestehen, daß ich bis heute nicht verstanden habe, was damit gemeint ist. Jedenfalls ist es mir bis zum heutigen Tag nicht gelungen, damit einen nachvollziehbaren, erhellenden Sinn zu verbinden.

Gewiß, ich weiß, was religionsgeschichtlich dahintersteht. Die Vorstellung, daß Schuld nur durch Blut getilgt werden kann, reicht weit zurück in ein archaisches Denken. Dieses Denken ist heute noch wirksam in südländischer Blutrache und Sippenfehden, in Duellen «zur Wiederherstellung der Ehre». Dieses Denken gab Grund zur blutigen Rache und wurde so zum Anlaß zahlreicher Gemetzel und Kriege. Auch in der Verhängung einer Todesstrafe ist die Vorstellung wirksam, daß schwerste Schuld der Sühnung durch Blut und Leben bedürfe.

Blut!

In einem nepalesischen Hindutempel sah ich angewidert, wie Hähne und Lämmer geschlachtet wurden und ihr Blut den Gottheiten dargebracht wurde. Die Geschichte der Religionen trieft von Blut. Den Göttern war Blut immer ein ganz besonderer Saft. Blut scheint Gottheiten gnädig zu stimmen. Nicht nur das Blut von unschuldigen Opfertieren, auch das Blut von gemetzelter Menschen scheint für sie ein willkommener Trank zu sein.

Das Blut war es auch, das Blut eines geschlachteten Lammes, das die Hebräer in ägyptischer Fron bei ihrem Exodus an die Türpfosten ihrer Häuser strichen. Durch Blut blieben sie verschont, als «der Herr alle Erstgeburt im Lande Ägypten erschlug.» (Ex 12,12.) Blut befreite

und erlöste Israel «aus dem Sklavenhaus Ägypten». Zur Erinnerung an diese Rettung, Befreiung und Erlösung feierte Israel alljährlich sein Passahfest. Dabei wurde das Passahlamm geschlachtet.
Blut sühnt, Blut versöhnt, Blut reinigt, Blut rettet, Blut befreit, Blut ... erlöst.

Das Blut des Lammes

Dieser jüdische Ritus, am Passahfest als Erinnerung an die Erlösung aus ägyptischer Knechtschaft ein Lamm zu schlachten, wurde für Paulus zum Schlüssel, den Tod Jesu am Kreuz zu deuten: «Christus, unser Passahlamm, ist geschlachtet worden.» (i Kor 5,7)
Wie Israel einst durch das Blut des Lammes gerettet und erlöst wurde, so wird die Menschheit durch das Blut Jesu aus der Macht der Sünde und des Todes erlöst.
Jesus wurde in dieser Sicht zum «Lamm Gottes», zum «Sündenbock», dem man die Schuld auflud. Was einst das Blut des Opferlammes bewirkte, bewirkt nun das Blut Jesu. Es sühnt, es versöhnt, es reinigt, es rettet, es befreit, es nimmt die Schuld hinweg, es erlöst. «Ihr wurdet losgekauft mit dem kostbaren Blut Christi, des Lammes ohne Fehl und Makel.» (i Petr 1,18)

Damit war eine Opfer- und Erlösungslehre geboren, die bis heute im Zentrum der christlichen Lehre und der kirchlichen Praxis steht, mehr als Jesu Lehre und Botschaft selbst. In der Sprache des Katechismus hört sich das so an: «Der Tod Christi ist das österliche Opfer, worin <das Lamm, das die Sünde der Welt hinwegnimmt>, die endgültige Erlösung der Menschen vollzieht. Zugleich ist er das Opfer des Neuen Bundes, das den Menschen wieder in die Gemeinschaft mit Gott versetzt, indem er den Menschen mit Gott versöhnt durch das Blut.» (Nr. 613)

Der Tod Jesu - von Gott geplant?

Die Deutung des Todes Jesu als Sühnetod war herausgewachsen aus dem Schock, den seine Anhänger bei seiner Kreuzigung verarbeiten mußten. Jesus, von dem man geglaubt hatte, er sei der Messias und werde Israel befreien, war gescheitert. Wie ein Verbrecher war er schmachvoll am Kreuz geendet. Sein Tod hatte alle Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte, zunichte gemacht. Wie sollte man den gläubigen Juden einen Messias verkündigen, der gescheitert war und wie ein Verbrecher am Kreuz geendet hatte?

Die Antwort finden wir bei Paulus und später auch in den Evangelien: Das Unheils-Ereignis wurde in ein Heils-Ereignis umgedeutet. Aus dem gekreuzigten jüdischen Messias wurde der Retter der ganzen Menschheit. Sein Tod war kein Scheitern; sein Tod war ein Opfer, aus Liebe und Gehorsam gegen Gott erbracht. Sein Tod lag im Plan Gottes, der die Menschheit aus der Herrschaft der Sünde und des Todes erretten wollte.

Auch die Darstellung der Passion Jesu im Johannesevangelium ist geprägt von der Absicht, Jesus als das «Passahlamm» darzustellen. Das reicht hinein bis in die Chronologie der Ereignisse.

Ich zweifle, ob Jesus seinen Tod gewollt hat, um dadurch die Menschheit zu erlösen. Dafür

war sein Engagement zu sehr auf die «Kinder Israels» zentriert. Jesus hat sich nicht geopfert, um Gott ein Sühneopfer darzubringen. Er hatte ein anderes Bild vom «Vater». Jesus hat den Tod erlitten, weil er seine Sache, die für ihn zugleich die Sache Gottes war, bis zum Letzten durchgestanden hat.

Sühneopfer - eine archaische, heidnische Vorstellung

Ich kann diese kirchliche Opfer- und Erlösungstheologie bestenfalls als einen zeitbedingten Versuch der frühen Christen ansehen, dem katastrophalen Tod Jesu gottgegebenen Sinn zuzuschreiben. Die Deutung geschah mit Hilfe von Vorstellungen, die im spätjüdischen Denken bereitlagen; das Bild vom leidenden Gottesknecht und der Brauch des Passahmahles, der daran erinnerte, daß Israel einst durch das Blut des Osterlammes aus Ägyptens Knechtschaft erlöst wurde.

Auch die damals allgemein verbreitete religiöse Vorstellung, daß Opferblut die Gottheit versöhnt und Schuld tilgt, steht im Hintergrund der neutestamentlichen Deutung. Motive wie die Entsühnung durch Blutopfer, nicht nur durch das Blut von Opfertieren, auch durch das Blut von Menschen, das zu Ehren der Gottheit vergossen wird, tauchen auch in den Mythen und Sagen anderer Religionen auf. Die Vorstellung eines unschuldig getöteten Gottes, dessen Blut den Menschen Heil bringt, ist jedenfalls Jahrhunderte vor dem Tod Jesu in den Mythen der Völker zu finden. Auch im Mithraskult träufelten die Opferpriester das Blut eines geopferten Stieres auf die Gläubigen und wuschen damit deren «Sünden» ab. Solche Vorstellungen aus der religiösen Umwelt des damaligen Judentums wurden auf Jesus übertragen: Jesus ist das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünde der Welt. Sie sind zeitbedingte magischmythische Deutungen, die damals von den Menschen verstanden wurden. Damals dienten sie dem Glauben, dem Sterben Jesu einen gottgewollten Sinn zu geben. In der säkularisierten Welt von heute, in der solche Opfervorstellungen keine Rolle mehr spielen, werden diese kirchlichen Glaubensformeln zu Leerformeln, unverständlich und unglaubwürdig. Sie vermögen dem heutigen Menschen nicht mehr das ursprünglich Gemeinte mitzuteilen.

Sie haben nur noch Bedeutung in der binnenkirchlichen Ritualsprache. Sie degenerieren zu kultischen Zaubersprüchen.

«... seinen Sohn dahingegeben»?

Nach christlicher Erlösungslehre «hat Gott die Welt so sehr geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahingegeben hat». Lag der grausame Kreuzestod Jesu demnach im Heilsplan Gottes? War die Todesstrafe, die Jesus erlitten hat, also von Gott gewollt? Der katholische Katechismus antwortet in gewünschter Klarheit: «Zum gewaltsamen Tod Jesu kam es nicht zufällig durch ein bedauerliches Zusammenspiel von Umständen. Er gehört zum Mysterium des Planes Gottes, wie der hl. Petrus schon in seiner ersten Pfingstpredigt den Juden von Jerusalem erklärt: Er wurde nach Gottes beschlossenen Ratschluß und Vorauswissen hingegeben.» (Nr. 599)

Dieser Katechismus beteuert zwar gleich anschließend in schöner Unschuld, daß dies nicht

besage, daß die, die Jesus verraten haben, «nur die willenslosen Ausführer eines Szenarios waren, das Gott im voraus verfaßt hatte». Dennoch macht diese kirchliche Lehre die jüdischen Ankläger und die römischen Schergen zu Gottes Werkzeugen, und Gott macht sie zum Drahtzieher im Hintergrund, zu deren heimlichem Komplizen.

Papst Johannes Paul II. vertritt die Lehre, daß Maria unter dem Kreuz ihres Sohnes «nicht ohne göttliche Absicht stand, [...] sich mit seinem Opfer in mütterlichem Geist verband, indem sie der Darbringung des Schlachtopfers, das sie geboren hatte, liebevoll zustimmte». (Nr. 964)

Mein Gott! Merken diese Leute überhaupt nicht, welche Ungeheuerlichkeit sie da von sich geben? Sind sie so sehr in dem Käfig ihres Denksystems verfangen, daß sie alles Gespür dafür verloren haben, wie weit sich ihr Denken von der Botschaft Jesu entfernt hat?

Abrahams Opfer

In einer Stellungnahme zu einem Buch von Hans Küng im November 1977 verglichen die deutschen Bischöfe das Handeln Gottes bei der Kreuzigung seines eingeborenen Sohnes Jesus Christus mit dem Verhalten Abrahams bei der Opferung seines Sohnes Isaak. Abraham erschien ihnen nur als ein «schwaches Vorausbild», denn dieser bricht das Schlachten seines Sohnes ab. «Aber der himmlische Vater», so die Bischöfe, «hält nicht ein, er gibt den einzigen Sohn, sein Liebstes, und damit sich selbst, für uns dahin.» (vgl. 23/329, 346)

Es gehört wohl mit zum Bedeutendsten der im Volke Israel herausgebildeten Gottesvorstellung, daß der Gott Israels Menschenopfer verschmähte. Von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, die auch in der Bibel mit Ablehnung und Abscheu erwähnt werden, hat Israel seinem Gott keine Menschenopfer dargebracht. Und damit stand Israels Gott ziemlich allein inmitten der Gottheiten der umgebenden Völker.

In der berühmten Geschichte von Abraham wird erzählt, daß er seinen Sohn Isaak dem Herrn opfern wollte. Die Geschichte ist so, wie sie in der Bibel erzählt wird, mit Sicherheit nie geschehen. Sie gibt keinen historischen Vorgang wieder, spiegelt jedoch die Auseinandersetzung Israels mit der Praxis der Menschenopfer in den Religionen der Nachbavölker. Und die Antwort, zu der Israels Nachdenken hingeführt hat, legt der unbekannte Autor dieser Erzählung einem Engel Gottes in den Mund: «Nimm deine Hand von dem Knaben und tu ihm nichts zuleide.» (Gen 12,12)

Israels Gott will keine Sohnesopfer, überhaupt keine Menschenopfer. Abraham opfert statt dessen einen Widder.

Was Jesus unter Opfer verstand

Das Schlachten von Opfertieren, vornehmlich von Lämmern, war in allen alten mediterranen und vorderorientalischen Hirtenkulturen üblich, auch in Israel bis zur Zerstörung des Tempels durch die Römer. Doch schon die Propheten übten Kritik an den Schlacht- und Brandopfern. «Schlachtopfer will ich nicht; Liebe will ich», sagt Gott bei Hosea. (6,6) Diesen Satz des Propheten zitiert auch Jesus. (Mt 9,13) Nicht Opfertieren will Gott, sondern

Zuwendung des Herzens, Umkehr, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit. Das Opferverständnis Jesu steht in der Linie der Propheten. Für Jesus bedeutet Opfer: liebende Hingabe an Gott, den Willen des Vaters tun, so leben, wie Gott es will. Dadurch wird die «Sünde», die Nichtübereinstimmung mit Gott, überwunden. Nicht durch das Vergießen von Blut, nicht durch Schlachten von Tieren und Menschen, nicht durch Sterben, sondern durch Umkehr, Liebe und Vergebung. Der Gott Jesu bedarf keiner blutigen Satisfaktion, um eine Schuld zu vergeben. Hatte man das Gleichnis vom verlorenen Sohn bei der Konstruktion der christlichen Erlösungslehre übersehen?

Gegenüber der Botschaft Jesu und der Propheten erscheint mir die kirchliche Opfertheorie als ein atavistischer Rückfall in das Denken archaischer Frühformen des Religiösen. Sie fällt weit zurück hinter die Propheten, sogar noch zurück hinter Abraham; sie reicht zurück in die Zeit der Kinderopfer. In der Abrahams-Erzählung wurde die Opferung von Menschenblut überwunden und durch das Tieropfer ersetzt. Und bei den Propheten wurde der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit der Vorzug gegenüber dem Schlachten von Tieren gegeben. Wahrhaft ein großer Schritt in der Evolution des religiösen Bewußtseins in der Menschheit!

In der kirchlichen Deutung des Todes Jesu aber führt der Schritt in die umgekehrte Richtung: Die Opferung des einzigen Sohnes löst die Schlachtung von Opfertieren ab.

Nicht das Gottesbild Jesu

Jesus hatte seinen Gott im Bild des guten Vaters geschildert. Es war ein Gott, der dem schuldig gewordenen Sohn entgegeneilt, ihn, ohne Vorausleistungen zu fordern, in seine Arme nimmt und ihm bedingungslos vergibt. Doch nicht das Gottesbild Jesu wurde zur Mitte des kirchlichen Glaubens und des kirchlichen Kultes, sondern das heidnisch-mythische Bild von einer Gottheit, die durch den Ungehorsam eines einzigen Menschen unendlich beleidigt worden war und nur durch Menschenblut, durch den Sühnetod des eigenen Sohnes, versöhnt werden konnte.

Nicht aus der Gottesherrschaft, die Jesus ankündigte, kommt «Heil» in die Welt. Nicht aus der Zuwendung Gottes zum Menschen, die Jesus verkündete, wurde die Erlösung des Menschen aus schuldhafter Gottesferne begründet, sondern aus dem Schlachtopfer am Kreuz, das «im Plane Gottes» lag.

Nicht Jesu Botschaft, sondern die Lehre von seinem sühnenden Opfertod wurde zum Zentrum des kirchlichen Glaubens. Denn mehr als Jesu Botschaft sichert diese Erlösungslehre der Kirche ihre Bedeutung, ihren Status und ihre Macht. Denn, so lehrt der Katechismus: «... die Heilssendung, die der Vater seinem menschengewordenen Sohn anvertraut hat, wird von ihm den Aposteln und durch sie ihren Nachfolgern anvertraut.» (Nr. 1120)

Wem so das zeitliche und ewige Heil der Menschheit zur Verwaltung und Zuteilung anvertraut wurde, gelangt fast von selbst in eine zentrale Schlüsselstellung zwischen Gott und Menschheit. Die «Früchte der Erlösung», die Jesus durch seinen Kreuzestod erworben hat, werden von den kirchlichen Amtsträgern verwaltet und ausgeteilt.

Ich kann deshalb gut verstehen, weshalb die Kirche diese Erlösungslehre in den Mittelpunkt ihrer Lehre und ihres Kultes gerückt hat.

Heilsverwaltung - nach geltenden Bestimmungen

Die Verwaltung der «Früchte der Erlösung» in der Praxis: Es ging um die Sündenvergebung in der Beichte. Auch für die Prälaten im bischöflichen Ordinariat war es unübersehbar geworden, daß sich das Bußsakrament nicht mehr allzu großen Zuspruchs bei den Gläubigen erfreute. Die Zahl der Beichtenden ging rapide zurück.

Bei vielen Seelsorgern und Theologen führte diese Tatsache zu einem neuen Nachdenken über das Bußsakrament und zu einer Neubesinnung auf das, was Jesus über die Vergebung der Schuld gelehrt hatte. Jesus hatte nicht aufgefordert, beichten zu gehen. Jesus forderte mehr: Umkehr des Lebens. Er verkündete, daß jedem, der vom Bösen abläßt und sein Leben neu auf Gott ausrichtet, ein Neuanfang möglich wird. Schuld kann überwunden und vergeben werden. Wahrhaft, eine gute und hilfreiche Botschaft.

Nach Botschaft und Lehre Jesu ist die Vergebung Gottes jedoch nicht an kirchliche Prozeduren gebunden; die einzige Bedingung Jesu: Umkehr des Herzens, Erneuerung der Gesinnung, ehrliche Bereitschaft zum Neuanfang im guten! Eine Ohrenbeichte mit der Exklusivität der Sündenvergebung durch einen katholischen Priester hat Jesus mit Sicherheit nie eingesetzt.

Der ursprünglich richtige Kern der Sündenvergebung durch die Kirche trat damals vielen wieder neu ins Bewußtsein: In der Gemeinschaft derer, die an Christus glauben, sollte die Vergebung weiterleben und weiterwirken. Wer so große Schuld auf sich geladen hatte, daß er sich dadurch aus der Gemeinschaft der Mitchristen herauslöste, sollte den noch Neuaufnahme und Vergebung finden, wenn er sich von seiner Schuld distanzierte und sein Leben änderte.

Aus dieser Rückbesinnung auf die neutestamentlichen Grundlagen der Sündenvergebung wuchsen damals viele Bemühungen, in der Praxis der Seelsorge neue Akzente zu setzen. Die Ohrenbeichte wurde als nur eine der vielen möglichen Formen von Umkehr und Vergebung erkannt, obgleich ihr nach wie vor hoher pastoraler Wert zugemessen wurde.

Die persönliche Umkehr zu Gott, verbunden mit der Bitte um Vergebung bei dem Menschen, an dem man schuldig geworden war, wurde wieder stärker herausgestellt. Ebenso versuchte man eine uralte kirchliche Praxis neu zu beleben, den Bußgottesdienst mit gemeinsamem Schuldbekenntnis der Gemeinde und dem allgemeinen Zuspruch der Vergebung Gottes durch den Priester.

Bei den Vertretern des Ordinariats wurden die Bemühungen der Seelsorger keineswegs mit Wohlwollen begleitet. Sie riefen vielmehr ihr Mißtrauen und ihre Mißbilligung hervor. Im Kirchlichen Amtsblatt des Bistums erschien eine Verfügung des Generalvikars, der darauf verwies, daß nach den geltenden Bestimmungen die Vergebung der Sünden nur in der sakramentalen Beichte erfolge. «Nach den geltenden Bestimmungen» stand tatsächlich da! Ich erinnere mich noch, wie ratlos und irritiert ich war, als ich das las. Mir wurde wieder einmal mehr bewußt, wie weit sich amtskirchliches Denken von seinen Ursprüngen in der Verkündigung Jesu entfernt hatte.

Die von Jesus verkündete Vergebung Gottes wird «nach den geltenden Bestimmungen» verabreicht. Heilsverwaltung nach Juristenart! Wer weiß, welcher große Macht über die Menschen und welcher gewaltiger Einfluß auf die Gesellschaft der Kirche allein aus dem Beichtstuhl zuwuchs, wird allerdings die Sorge des Generalvikars verstehen.

Das Kreuz im Leben - gottgefällig?

Hatten sich - nach der Lehre der Kirche - «das bittere Leiden und das hochheilige Kreuz Jesu» als gottgefällig und heilbringend erwiesen, dann müssen Leid und Kreuz doch auch für den gewöhnlichen Christen gottgefällig und heilbringend sein. In der Tat! Der Katechismus folgt dieser Logik: «Er (Jesus) will diejenigen, denen sein Erlösungsoffer zuerst zugute kommt, an diesem Opfer beteiligen.» «Es gibt keine andere Leiter, um zum Himmel emporzusteigen, als das Kreuz.» (Nr. 191)

Aus Spanien bekam ich einen Brief von einem Priester, der früher einmal der Religionslehrer meiner Kinder gewesen war und oft in unserem Haus gewohnt hatte. Obwohl er inzwischen in der Organisation «Opus Dei» eine leitende Stellung hat, schätze ich ihn persönlich hoch ein, weil er ein lauterer Mensch mit einem «reinen Herzen» ist. - Im Briefkopf war der Wahlspruch des Opus-Dei-Gründers Escriva gedruckt: «In laetitia, nulla dies sine Cruce.» «In Freude — kein Tag ohne Kreuz.»

Es kann durchaus sein, daß auch in meinem Leben einmal eine Zeit kommt, in der kein Tag ohne Schmerzen vergeht. Und ich weiß nicht, wie ich dann damit fertigwerde. Das muß ich dann wohl aushaken, weil mir nichts anderes übrigbleibt. Aber ist das eine «Freude»? - Ist das von Gott gewollt?

Muß das ein bössartiger Gott sein, dem das Leiden seiner Kreatur wohlgefällig ist! Er unterscheidet sich kaum von den grausamen Gottheiten der Vorzeit, denen menschliche Qualen eine willkommene Opferspeise waren. Ein perverser Gott! Das ist nicht der Gott Jesu. Von Jesus her habe ich ein anderes Bild von Gott: ein Gott, der das Wohl des Menschen will, sein Glück, seine Freude, sein Heilsein; ein Gott, der kein menschliches Leiden will; ein Gott, der vom Leid befreien will.

Drewermanns Giordano Bruno sagt: «Mein Haupteinwand gegen den Christus der Christen lautet: Er hat den natürlichen Instinkt, den Schmerz zu fliehen und das Glück zu suchen, für etwas Gottwidriges ausgegeben, und er hat einen Gott zu den Menschen gebracht, der das Leiden Unschuldiger braucht als Sühne für seine rächende Gerechtigkeit. Eine schlimmere Sünde gegen den Menschen und gegen Gott kann niemand begehen.» (5/146)

Wohlgemerkt: Das sagt Giordano Bruno vom «Christus der Christen», nicht von Jesus.

Opfer bringen?

Die aus archaisch-heidnischen Vorstellungen stammende Lehre vom sühnenden Opfertod führte dazu, daß das Kreuz das eigentliche Zeichen des christlichen Glaubens wurde. Sicher, man kann das Kreuz als ein Zeichen sich hingebender Liebe deuten, und damit weist es ins Zentrum des Christlichen. Aber macht das Kreuz wirklich das Wesenhafte der Liebe sichtbar? Werden die Akzente nicht einseitig auf Opfer und Schmerz hin verschoben?

Gewiß: Liebe ist bereit, um des Geliebten willen auch Opfer zu bringen, Verzichte zu leisten, das eigene Glücksverlangen in den Hintergrund zu stellen, sogar Schmerz auf sich zu nehmen - aber nicht um des Opfers willen, nicht um des Verzichtes willen, nicht um des Schmerzes willen. Diese sind nicht das Ziel; sie haben keinen Wert in sich. Vom Gott Jesu her gesehen erscheinen sie mir sogar als Un-Werte. Denn der Gott Jesu will das Wohl der Menschen, Freude, Frieden, Glück. Der Gott Jesu will nicht das Kreuz. Er will nicht den Schmerz; er will, daß Schmerzen vermieden und Wunden geheilt werden. Er will kein Leid. Er will, daß Leid, Not, Elend, Haß und Feindschaft überwunden werden; er will, daß die Tränen getrocknet werden.

Opfer und Schmerzen auf sich zu nehmen kann nur dann einen gottgefälligen Wert haben, wenn sie um der Liebe willen, um das zu erreichende Gute willen auf sich genommen werden, nicht aber als Selbstzweck. Opfer bringen - für sich allein gesehen - ist noch keine

gottgefällige Leistung.

Gottgefällig ist es, zu anderen gut zu sein, für sie da zu sein, wenn sie uns brauchen, einander zu helfen, zu dienen und zu vergeben. So habe ich jedenfalls die Botschaft Jesu verstanden. Ich kann jetzt - im nachhinein beim Schreiben dieser «Notizen» - besser verstehen, weshalb ich mit den dogmatischen und liturgischen Formeln von Jesus, «der uns durch sein Blut von aller Schuld gereinigt» und «uns am Kreuz von der Sünde erlöst hat», nie so recht etwas anfangen konnte. Diese kirchliche Opfer- und Erlösungslehre paßt nicht zu Jesus. Aus dem «Geist Jesu» heraus habe ich sie nie in mich aufgenommen.